Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 36

Artikel: "Wippwapp" [Fortsetzung]

Autor: Franck, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644447

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 36 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 8. September 1934

Du kannst mich nicht vergessen.

Von Jacob Hess.

Du kannst mich nicht vergessen,
Dein Hochland, glanzumwebt;
Du hast mich oft durchmessen,
Du hast für mich gelebt;
Nein, untreu wirst du nimmer,
Nach flücht'ger Menschlein Brauch;
In dir wirkt noch mein Schimmer
Und meiner Stürme Hauch.

Und nie wirst du mich schelten,
Ob ich auch Wunden schlug;
Zurück aus fremden Welten
Trägt dich dein Adlerflug.
Und geht nach Qual und Fehle
Dereinst dein Geist zur Ruh,
Schwebt deine Kämpferseele
Gewiss den Bergen zu.

„Wippwapp".

Roman von Hans Franck. Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München. 10

Anfang Dezember traf ein Brief von Jupp für seinen Vater ein.

Darin schrieb der preußische Assessor Dr. jur. Joseph Micheelsen: er könne, so sehr leid es ihm tue, an dem großen Fest zur Auflösung des väterlichen Geschäfts nicht teilnehmen. Denn es wäre ihm durch eine Tücke des Geschickes, die sich aber sehr günstig für ihn auszuwirken verspreche, völlig unmöglich gemacht, für Weihnachten Urlaub einzureichen. Einer ihrer städtischen Beigeordneten habe einen zweimonatigen Urlaub antreten müssen. Ihm sei von dem Herrn Oberbürgermeister die ehrenvolle Aufgabe der Durchführung der amtlichen Obliegenheiten des Erkrankten zuteil geworden. Von der befriedigenden Lösung dieses bedeutsamen Auftrags hänge für seine weitere Laufbahn alles ab. So leid es ihm tue, seinen lieben Eltern eine Enttäuschung bereiten zu müssen, der Vater werde sicher ohne weiteres verstehen, daß der Dienst, zumal der Dienst im Interesse seiner Zukunft, dem Festefeiern vorgehe. Und die Mutter werde, durch den Vater aufgeklärt, wohl auch zum richtigen Verständnis seiner Lage kommen, so daß sie nicht gar zu traurig über sein Fortbleiben wäre.

Da verlor Gust die Freude an dem geplanten großen Fest.

Er beschloß, seine Angestellten durch einen verdoppelten Monatslohn als Weihnachtsgabe abzufinden und mit seiner Frau während der kirchlichen Festtage stillen Abschied von seinem Hause in der Hohen Straße zu nehmen.

Als Rikelchen ihn bat, ihretwegen doch auch darauf zu verzichten, damit ihr das Herz während der letzten Feiertage nicht gar zu groß in der Brust werde, noch vor Weihnachten mit ihr das Haus zu verlassen, willigte er ohne Widerspruch ein.

Bereits Mitte Dezember fand der Umzug des bisherigen Schuhmachermeisters, Schuhwarenhändlers und Ledergrossisten August Micheelsen statt.

Da alle Räume leer waren, kehrte Rikelchen unter dem Vorwand, daß sie versehentlich einen Schlüssel mitgenommen habe — sie wisse nicht von welcher Tür und müsse ihn deswegen selber ausprobieren — noch einmal in ihr verödetes Haus zurück.

Durch alle Räume ging die Trauernde, durch den Laden, das Kontor und die Werkstatt im untern Stockwerk, durch die Küche, die Speisekammer und das Schlafzimmer, durch Jupps Jungenbude, die Beste Stube und das Wohnzimmer. Bald begnügte sie sich nicht mehr damit, den leeren Räumen ihren Dank für all das Gute zuzunicken, was ihr in ihnen zuteil geworden war. Sie begann mit ihnen, als ob sie lebende Wesen seien, zu sprechen. Dann genügte ihr auch das nicht mehr. Sie hub an, die Wände zum Dank zu streicheln.

Als Rikelchen in jenen Raum kam, darin sie am glücklichsten gewesen war, drohten die Kräfte sie zu verlassen. Sie mußte an der Wand Halt suchen.

Da wurde sie inne, daß ihre Wange an der Wand der Stube lag, wie sie oft an der Wange Gusts gelegen hatte.

Und — ehe sie es wußte, ohne daß sie es wollte — und plötzlich küßte sie schluchzend die Wand ihres verlassenen Wohngemachs.

Dann legte Rikelchen den vorsätzlich mitgenommenen Schlüssel, ohne ihn an seinen Ort zu bringen, auf die Fensterbank. Wie ein Flüchtling verließ die Schuhmachersgattin Friederike Micheelsen ihr Haus.

VII.

So emsig Gust auch suchte, so große Summen er auch bot, es war ihm nicht gelungen, für sich und Rikelchen eine Unterkunft an der Hohen Straße zu finden. Denn deren wenige Wohnhäuser waren — nicht zum geringsten infolge seines wohlgelungenen Beispiels — während des Laufes der Jahre zu Geschäftshäusern umgewandelt worden.

Der ehemalige Schuhmachermeister und Lederhändler mußte also mit seiner Frau in die Ackerstraße ziehen.

Es war das dritte Haus, in welchem Gust nach langem Suchen die neue Wohnung fand. Nur wenige Schritte hatte man von der Hohen Straße aus bis dahin. Aber das Haus lag in einer Nebenstraße. Die Räume waren heller, höher, geräumiger als in dem ersten Stockwerk des verkauften alten Patrizierhauses. Aber Gust wohnte mit seiner Frau in dem erst vor wenigen Jahren rohaufgestockten Ziegelkasten zur Miete. Sie wurden als Geldbringer durchaus willkommen geheißen. Aber ihr Hauswirt war ein von früh bis spät lärmender, seine Pferde und Kühe prügelnder Viehhändler, dessen Roheiten Rikelchens Herz schwer bedrückten.

Aus dem untern Stockwerk seines Hauses an der Hohen Straße nahm Gust — auf Rikelchens Wunsch — von den zahllosen Dingen, die zu seinem Geschäft gehörten, nur diese mit in die Ackerstraße: Schusterhüker, Schustertisch, Schusterkugel, deren Dreieinigkeit oftmals seine Verzweiflung bei dem Warten auf die ersten Kunden und sein Hochschnellen, sobald die Tür sich bimmelnd öffnete, gesehen hatten.

Benutzen freilich konnte man dort, wo sie in der neuen Wohnung stand, diese Schusterausrüstung nicht. Gust hätte sich beim Zurseitereißen des Pickdrahtes beide Musikantenknochen der Ellenbogen an den Wänden gestoßen. Auch fiel in diese Wohnungsecke von früh bis spät kein Sonnenstrahl durch das Wasser der Glaskugel.

„Ausgießen!" hatte Gust, als der Umzug durchgeführt war, befohlen.

„Die Schusterkugel leerstehen lassen?" zitterte Rikelchens Herz.

„Da sie in diesem Leben von mir nicht gebraucht wird — jawohl, leerstehen lassen!" lautet die unbekümmerte Antwort. „Wär es nach meinem Willen gegangen, Schusterhüker und Schusterstuhl würden in den Ofen, die Schusterkugel auf den Scherbenhaufen gewandert sein. Oben vom Haustritt herunter hätt' ich kurz vor dem Straßenfegen die Kugel in den Rinnstein geworfen und mich beim Klirren des Glases und dem Spritzen des Wassers mit den Worten gefreut: ‚War einmal. Vorbei! Vorbei für immer!'"

„Gust!"

„Ich hab's ja nicht getan. Ich weiß, daß du dich von unbrauchbaren alten Sachen noch weniger als andre Frauensleut' trennen kannst. Meinetwegen mag das Schustergerümpel dort in der Ecke stehen bleiben. Aber Wasser in der Kugel? Unsinn!"

Rikelchen blieb bei ihrer Meinung: Wasser gehöre zu einer Schusterkugel wie das Blut zu einem Menschenleibe. Unbekümmert um den Widerspruch und Spott Gusts füllte sie auch in der Ackerstraße die unbenützte Schusterkugel mit frischem Wasser, und obwohl die Sonne sie nicht traf, die Lampe mit dem Messingblacker dahinter nicht mehr entzündet wurde, vergaß Rikelchen doch niemals, es rechtzeitig zu erneuern.

Wie ein Museumsstück stand der Schustertisch Gusts mit seinem hundertfachen Zubehör, mit dem Schusterhüker davor und der Schusterkugel darüber in der neuen Wohnung.

Weihnachten und Neujahr peitschten noch einmal den Spiegel der Tage Gusts und Rikelchens auf. Während der Geschäftsübergabe türmten sich die Lebenswellen für kurze Zeit bedrohlich rundum. Der Käufer konnte mit der vereinbarten Anzahlung nicht zurechtkommen. Schon hatte es den Anschein, als werde Gust aus der Ackerstraße auf die Hohe Straße zurückkehren müssen. „Binnen drei Tagen Geld oder der Kauf ist nichtig und alles geht ohne Entschädigung für die Neuaufwendungen an mich zurück!" bestimmte er. Der Bedrängte fuhr nach Hamburg. „Auf Nimmerwiedersehn!" hieß es Haus bei Haus. Aber weder die Schadenfreude der Stadt, noch die Hoffnung Rikelchens erfüllte sich. Drei Tage später, in allerletzter Stunde, erschien der Käufer mit der ausbedungenen Summe. Woher und zu welchen Bedingungen das fehlende Geld in Hamburg wohl beschafft war, wollte man immer wieder von Gust erfahren. „Weiß ich nicht", antwortete der. „Geht mich auch nichts an. Ich habe mein Geld. Das andere ist seine Sache."

Zwei Wochen später als vorgesehen war, erfolgte die Uebergabe des Geschäfts an der Hohen Straße an den Hamburger Herrn.

Die Wellen in Gusts Leben wurden länger, flacher, verrannen.

Stille kam.

Und mit der Stille war, nur zu bald, Stickluft da.

Der Rentier August Micheelsen, wohnhaft Ackerstraße Nummer drei, schlief in den hellen Morgen hinein.

Hatte er sich endlich doch erhoben und ebenso ausgiebig wie umständlich gefrühstückt, so machte er während des Vormittags die notwendigen sechs Gänge in die Stadt. Die waren, neben drei Dutzend andern, ehemals dem Lehrling zugefallen. Aber obwohl dieser in Minuten damit fertig wurde, brauchte der Schuhmachermeister a. D. Stunden dafür. Denn überall, wo er einen Bekannten auf der Straße traf, stand er schwatzend herum. Und in den Läden berechneten des öftern die Inhaber, daß der Verdienst, den sie von Gust hatten, in einem sehr schiefen Verhältnis zu der Zeit stand, die sie für Gespräche mit dem beschäftigungslosen Kunden wohl oder übel aufwenden mußten.

War, nicht ohne Mühe, die zweite Tagesstation erreicht, die Mittagsmahlzeit, so aß Gust noch ausgiebiger und umständlicher als in der Früh. Aber es wollte ihm oftmals nicht recht schmecken, trotzdem er doch — des späteren Aufstehens wegen — das zweite Frühstück ausfallen ließ. An

seinem Appetit konnte es nicht liegen. Der war mit den Jahren gewachsen. Er fand nur eine Erklärung für diese auffällige, bedeutsame Tatsache: Rikelchen gab sich jetzt, wo sie nur für ihn, nicht mehr für Gesellen und Lehrlinge, die Mahlzeiten zubereitete — weniger Mühe in der Küche. Eines Tages machte Gust seiner Frau deswegen Vorhaltungen. Rikelchen widersprach nicht. „Ich will's besser machen!" gelobte sie. Aber es gelang ihr nur für kurze Zeit, den Eßgierigen zufriedenzustellen. Bald klagte und knurrte Gust beim Mittagessen stärker als vorher.

Wenn der ehemalige Schuhmachermeister häufig mit mürrischem, sehr selten nur mit zufriedenem Gesicht vom Tisch aufgestanden war, folgte die wichtigste Handlung des Tages: der Mittagsschlaf. Aber auch mit diesem wollte es Gust nach einem halben Jahr nicht mehr nach Wunsch geraten. Die Schuld dafür lag gleichfalls nicht in ihm, sondern außer ihm. Der Viehhändler kam zur Unzeit mit den Wagen heim. Der Hahn auf dem Hof krähte, als ob er durch jede Mittagsschlafstörung sein Leben um eine Woche verlängere. Die Gänse schnatterten, wie wenn ein Wettschnattern ausgeschrieben wäre. Und die Fliegen — kaum zu glauben, aber wahr! — die Fliegen, die in den Viehställen geradezu gezüchtet wurden, krochen sogar unter die Zeitung, mit welcher Gust zum Schutz gegen ihr Gekrabbel sein Gesicht zudeckte. Stundenlang konnte der Rentier August Micheelsen über die Unverschämtheit der Fliegen schelten, zu deren Vertilgung endlich staatliche Maßnahmen getroffen werden müßten.

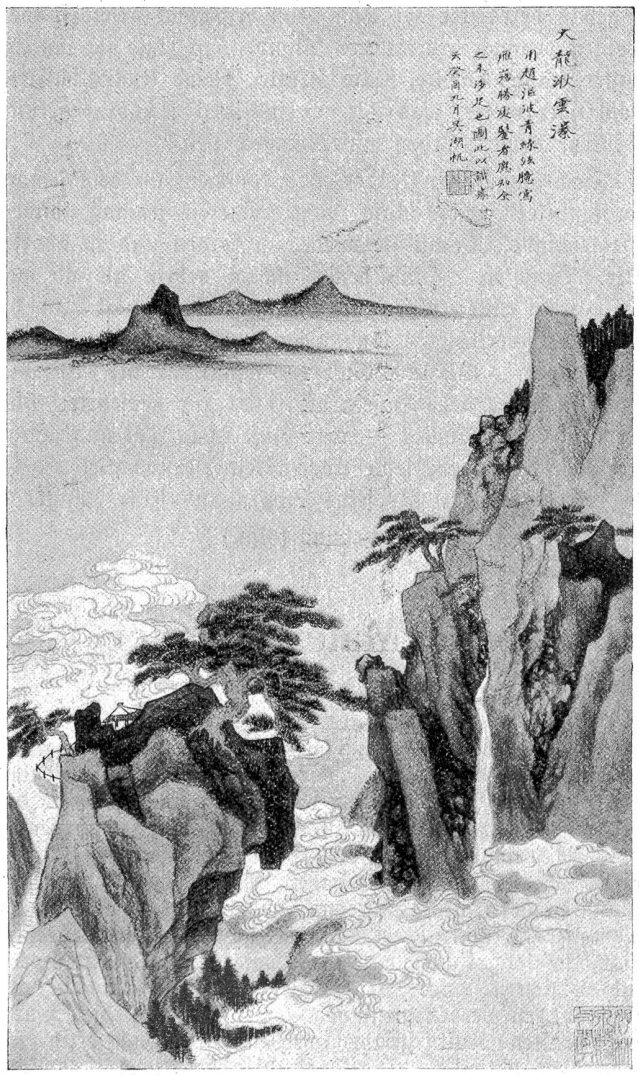
Nach dem Kaffee, bei dem Gust immer häufiger — warum nicht? man hatte ja das nötige Kleingeld dafür — Kuchen verlangte, kam der Lichtblick des Tages: der anderthalbstündige Spaziergang vor das Tor. Man traf Bekannte, wurde gesehen und angeredet, wurde besprochen und beneidet. Dieser Nachmittagsspaziergang fand statt, gleichviel ob die Sonne schien oder ob Wolken am Himmel hingen, ob es regnete oder schneite.

Zum Beschluß seines täglichen Spazierganges kehrte Gust im „Gasthof zum Bürgerbräu" ein. Trank einen Kümmel und zwei Glas Bier, nie mehr — nie weniger. Besprach mit den Anwesenden die städtischen Angelegenheiten. Gab seine Meinung über die deutsche Politik zum besten. Spielte zum Beschluß, wenn die Stadtneuigkeiten ausgekämmt waren, Skat um ein Zehntel.

Schlag sieben trat der Rentier August Micheelsen in der Ackerstraße bei Rikelchen zum Abendessen an und fragte, obwohl er fast immer wußte, was auf den Tisch kam: „Nun, was gibt es heute denn Schönes?"

Nach dem Abendessen saß Gust mit den Nachbarn zu schmauchendem Abendschwatz des Sommers vor der Tür, des Winters abwechselnd am eignen — am fremden, am eignen — am fremden Ofen. Bis neundreiviertel Uhr. Niemals auch nur eine einzige Minute länger.

Schlag zehn lag der einstige Schuhmachermeister, der früher über seinem Hämmern oftmals nicht gehört hatte, wenn es Mitternacht schlug, im Bett. Stöhnte über Schlaflosigkeit. Fand in der Tat, während ihm früher die Augen zufielen, sobald er sich neben Rikelchen ausstreckte, auf seinem Lager in der Ackerstraße oft erst gegen Morgen den ersehnten Schlaf. Reichten Herumwälzen und Stöhnen nicht mehr aus, seinem Unmut Nachdruck zu geben, so weckte Gust seine Frau. Und Rikelchen mußte mit ihm wachen, auch wenn sie kaum vermochte, die Augen aufzuhalten. Denn falls sie trotz angestrengtesten Willens doch einmal in den Schlaf zurücksank, entlud sich über sie ein Gewitter wegen ihrer Teilnahmslosigkeit und Herzenshärte.



Wu Hu-fan, Wasserfall.
(Kunsthalle Ausstellung: Chinesische Malerei der Gegenwart.)

So war Gust, der Siebente des Pantoffelmachers Schorsch Micheelsen in den Baracken, nun also in der Ackerstraße, wie man ihn und seinesgleichen allgemein hämisch nannte, „Heringsbaron"; wie es auf den ankommenden Briefen hieß „Rentier".

War es Tag für Tag.

Rikelchen blieb, abgesehen von dem Mittagsnickerchen, zu dem sie sich auf Gusts Drängen schließlich bequemen mußte, auch jetzt von früh bis spät nicht eine Minute lang ohne Arbeit.

Sie lehnte die ihr wiederholt angebotene Hilfe einer Morgenfrau zwar mit freundlich dankenden, aber unbeirrbaren Worten ab. Sie wusch, obwohl Gust immer wieder wegen dieser Unsinnigkeit schalt, ihre Wäsche selber. Sie putzte, fegte, wischte, kochte. Sie tat häufig zehnmal, was

— genau betrachtet — schon beim erstenmal geschafft war. Drohten dennoch arbeitsleere Stunden, so setzte sie sich ans Fenster, nähte, häkelte, stickte, strickte. Keine Unnützlichkeiten. Wohl aber vieles, was sich nur in ihren Schubladen, nicht in ihrem eignen Leben unterbringen ließ.

Doch einmal mußte der Tag kommen, an dem jemand „Großmutter" zu ihr sagte. Nein, nicht ein jemand, sondern viele jemands. Damit sie wieder zu sorgen und zu schaffen hatte. Denn so — sich den Anschein geben, als ob man schaffe und wisse: Alles nur Augenverblendung! In der halben, der viertel Zeit könnte man fertig werden — so war es kein Leben. Wie kam Gust nur damit zurecht? Wie vermochte er dieses neue Dasein als Glück, als gemehrtes Glück zu empfinden? Glücklich — war Gust es in Tat und Wahrheit? Seine Augen, seine abgesackten Mundwinkel redeten eine andere Sprache als seine Lippen und seine Zunge.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Malereien der Gegenwart.

Die Leitung der Kunsthalle in Bern hat das große Verdienst, allen denjenigen Bernern, die nicht Gelegenheit haben, in den Ausstellungen der Weltstädte Europas das Werden ostasiatischer Kunst zu verfolgen, einen umfassenden Ueberblick wenigstens über den Stand der heutigen Malerei Chinas zu bieten. In sehr hohem Maße ist in dieser Ausstellung sogar uralte Kunst enthalten, insofern nämlich auch die modernste chinesische Malerei auf Wahrung der Tradition, ja sogar auf teilweise Kopie früherer Kunstwerke nicht verzichten mag. Alte Gesetze, alte Richtlinien, alte Anschauungen werden sorgsam und hoch geachtet, die Spuren eines uralten Kulturstaates werden nicht leichtfertig zertreten oder verwischt. Was uns die derzeitige Ausstellung — sie dauert bis zum 23. September — bietet, hat Grund und Boden, besitzt Wert, weil früher gefundene Werte in das neueste Schaffen aufgenommen wurden.

Gegen dreihundert Werke zieren die Wände der Kunsthalle: ein fast eintöniges Nebeneinander hochformatiger Malereien auf Papier und Seide — doch von unglaublicher Vielgestaltigkeit der Ideen und selbst der Ausführungstechniken belebt. Drei, vier Besuche der Ausstellung sind nur ein ahnungsvolles Hineintasten in die durchaus dichterisch empfundene Welt chinesischer Maler. Die scheinbare Aehnlichkeit verliert sich sehr bald in erstaunliche Vielseitigkeit, manchmal gar in ungeahnte Gegensätzlichkeit. Der Grund: Die Ideen, die den Werken Entstehung und Leben verleihen, sind keineswegs die enggebundenen Gedanken kopierender Schilderer, sondern die tausendfältigen Ideen wahrer Dichter. Chinas darstellende Künstler sind Dichter und Maler zugleich!

Dies bedeutet keineswegs, daß zu jedem Bildwerk ein Vers oder eine Strophe in der an sich schon sehr bildhaften Schrift geschaffen werden müßte, es bedeutet aber, daß des Malers Phantasie dichterisch vom Alltag abrücken kann und selbst das äußerlich Unwahrscheinlichste bildhaft gestalten darf, wenn es nur innerlich wahr empfunden, gedacht, erdichtet wurde. Es entstehen dadurch in den Bildern der chinesischen Maler Phantasiegebilde, die eben nur noch mit den tiefsten Wahrheiten und Sehnsüchten etwas gemein haben.

Es erschließt sich uns die Wunderwelt — wie schön ist darin vom Asiaten der Begriff der Kunst verstanden, die in unserem Abendland das Wunder, auch das Wunderbare im Alltäglichen, so oft fliehen möchte! — eine dichterische Welt der Bergschroffen, der tiefen, gewundenen Täler, der idyllischen Gestade, der schlanken Brücken, der zarten Hütten, der Blütenbäume, Zweige und Vögel. Eine Welt, die auch dem Alltagschinesen ein Phantasieland ist. Aber diese Phantasiegebilde umschließen die Gedanken der Schönheit, Leichtigkeit, Anmut, Lebensinnigkeit und Demut, also der lebensnächsten und lebenswichtigsten Werte: die chinesischen Kunstwerke, so fremd sie auch erscheinen mögen, treffen das Nächste.

Die Technik des Bildentwurfs und der Pinselführung aber ist diese: sie gibt dort am meisten, wo sie nichts bietet! Sie läßt leere, weiße Räume. Sie umreißt nur das Wesentliche und fordert mit diesen Richtlinien den Beschauer auf, die Leere durch eigenes geistiges Erarbeiten und Empfinden auszufüllen. Es ist jene Art von Kunstwerken, die den Betrachtenden zur Mitarbeit zwingt, die ihn in beseligtem Weiterspüren das imaginäre Gesamtbild ganz erfühlen läßt. Maler, die solches erreichen, sind Führer und Lehrer. Die chinesische Kunst verlangt solche Eigenschaften von ihren Ausübern. Deshalb sind auch die nicht Ueberdurchschnittlichen unter ihnen noch künstlerische Weise und weise Künstler. Gelehrter, Dichter und Maler vereinigen sich.

Lebendigkeit und Beweglichkeit sind Grundbedingungen der chinesischen Malerei. Beide können nur vorhanden sein, wenn der subjektiv schaffende Künstler durch die mitarbeitende Einfühlung des Beschauers unterstützt wird. Diese wollen wir ihm beim Besuch der Kunsthalle nicht vorenthalten! Nur sie wird uns den Genuß der an sich imponierenden sparsamen Technik in Tusche und Wasserfarben steigern helfen. Die wenigen Pinselstriche sind Gedanken, denen die Stimmung Lebensraum verschafft. Darum birgt die Kunsthalle nicht nur die stattliche Anzahl der immer in die Vertikale komponierten Bäume, Felsen, Zweige, Hütten und Tiere, sie birgt mit ihrer Schau verbundene künstlerische und seelische Erlebnisse. ing.

Chinesisch in der Schweiz.

Es scheint ein gar entlegenes Thema zu sein, mit dem wir uns heute für einen Augenblick beschäftigen wollen. Durch einen ausgezeichneten Vortrag ist es uns aber kürzlich nahe gebracht worden. Unser Mitbürger Karl J. Lüthi, der gelehrte Leiter des Schweizerischen Gutenbergmuseums, hat wieder einmal aus dem Borne seines Forschungseifers dargeboten, was ihm über den Anteil schweizerischer Forschung und Tätigkeit in China mitteilenswert schien, um dann über „Chinesisch in der Schweiz" das hervorzuheben, was davon gesagt werden kann. Gemeint sind die Beziehungen zum Schrifttum des Reichs der Mitte. Karl J. Lüthi hat seinen an der Jahresversammlung 1934 des Schweizerischen Gutenbergmuseums gehaltenen Vortrag bei Büchler & Co. in Bern drucken lassen. Nicht weniger als achtzehn Bildtafeln schmücken dieses mit gutem Geschmack gedruckte Werklein, dessen Anschaffung wir angelegentlich empfehlen möchten (Preis Fr. 5.—, zu bestellen bei Bibliothekar Karl J. Lüthi, Bern 16, Postfach 60). Als Besonderheit dieses bibliophilen Druckes sei erwähnt, daß er in chinesischer Art gebunden worden ist.

Es sei uns gestattet, einige Rosinen aus dieser Arbeit herauszupicken, wobei nicht unerwähnt sei, daß es nun schon die dritte dieser Art ist. Vorausgegangen sind: „Hebräisch in der Schweiz" und „Aethiopisch in der Schweiz".

Schon lange bevor Gutenberg das Drucken erfunden hatte, haben die Chinesen mit beweglichen Typen zu drucken